

28.11.2013  
209b



## P R E S S E M I T T E I L U N G

---

*Es gilt das gesprochene Wort!*

### **Predigt von Kardinal Gianfranco Ravasi**

**in der Eucharistiefeier zum Abschluss des „Vorhofs der Völker“  
am 28. November 2013 in Berlin**

Es sind zwei Stimmen, die in diesem Wortgottesdienst erklingen. Zeitlich sind sie weit voneinander entfernt und unterscheiden sich in ihrer gesamten Art, und dennoch hallt in ihnen dieselbe Grundtonart durch. Einerseits haben wir da Daniel, die in vielerlei Hinsicht geheimnisvolle Gestalt, einen Helden des biblischen Glaubens, „Sänger des Gottesurteils“, wie sein hebräischer Name besagt. Andererseits tritt Jesus hervor, umgeben von seinen Jüngern vor der geliebten Stadt, die ihm doch so feindselig gesonnen ist, Jerusalem. Der gemeinsame Nenner, der die Worte Daniels und die Christi verbindet, ist die apokalyptische, damals häufig verwendete Sprache, die sich durch eine üppige Welt an Symbolen und Bildern auszeichnete.

Aus diesem barocken Bühnenbild versuchen wir zwei Themen zu entfalten, die zwei symphonischen Sätzen in einer Liturgie des Geistes vergleichbar sind. Wir könnten auch sagen: es ist, als hätten wir ein zweiflügliges Gemälde mit gegensätzlichen Farben vor uns. Das erste Flügelbild ist düster, beherrscht von einer Reihe von Ungeheuern, die die Menschheitsgeschichte bevölkern. Das Buch Daniel ist eigenartigerweise dreisprachig verfasst, hebräisch-aramäisch-griechisch, und im aramäischen Teil der Prophetenrede Daniels eröffnet sich die Löwengrube, vor deren Öffnung ein großer Grabstein gewälzt ist. Dort hinunter wird Daniel gestürzt, „der Diener des lebendigen Gottes“, der auch vor dem Rachen der wilden Tiere unerschrocken aushält. Oben versammeln sich, wie der Text sagt, „die feindseligen Männer“, und die absolute Macht eines königlichen Herrschers.

Auch Jesus lässt in seiner apokalyptischen Rede die Ungeheuer der Geschichte vorbeiziehen; die Heere marschieren voran, die Heiden brechen herein, Verwüstung breitet sich aus, Gefangene und Opfer werden durch das Schwert zuhauf erschlagen, kosmische Katastrophen

brechen an. Daniel und Jesus zwingen uns also, dem Bösen in der Geschichte ins Angesicht zu schauen, den Kopf nicht wie der Strauß in den Sand zu stecken, sondern offenen Blicks die dunkle Gegenwart des Bösen und der Sünde anzugehen, die in menschlichen Erfahrungen, ja in der Gesellschaft selbst und im einzelnen Menschen um sich greift. Die Aufforderung Christi ist unumstößlich: „Erhebt euch, richtet den Kopf auf!“.

Der Prophet und der Messias zielen also auf eine vor allem in unserer Zeit verbreitete Krankheit: die geistliche Gleichgültigkeit, den Götzendienst an den Dingen, die banale Oberflächlichkeit, die Schläfrigkeit in der Moral, oder auch Mutlosigkeit und Trägheit. Der Philosoph Søren Kierkegaard stellte in seinem *Tagebuch* diese geistiger Erkrankung sehr plastisch dar: „Das Schiff untersteht mittlerweile dem Schiffskoch, und was wir über das Megaphon vernehmen, ist nicht mehr der zu fahrende Kurs, sondern was wir morgen zu essen bekommen.“ Das Evangelium wiederholt uns die Aufforderung, wach zu bleiben und Ausschau zu halten, zum Kampf bereit zu sein, die augustinische Unruhe des suchenden, bebenden, sich befragenden Gewissens zu bewahren. Oder, wie es auf paradoxe Art der französische Schriftsteller Julien Green sagte, „solange man unruhig ist, kann man ganz beruhigt sein“.

Im heute verkündeten Wort Gottes liegt jedoch noch ein zweiter symphonischer Satz. Er ist sanfter, gelassener. Es ist die Gewissheit, dass das letzte Ziel unserer wie auch immer qualvollen Geschichte nicht der Tod, das Nichts, die Sinnlosigkeit ist. Der Fluss der menschlichen Existenz mündet nicht sturzbachartig in den Schlund des Leeren. Denn Gott schickt seinen Engel zu Daniel, der den Gerechten vor dem Rachen der Löwen errettet. Die letzten Worte Christi im heutigen Abschnitt aus dem Evangelium lauten: „Eure Befreiung (*liberazione*) ist nahe.“ Das griechische Wort für diese Befreiung oder „Erlösung“ lautet die ἀπολύτρωσις, die die volle, endgültige, eschatologische Auslösung aus Schuld bezeichnet. Dies ist die Morgendämmerung des neuen Jerusalem: sie stellt unter anderem das grandiose, abschließende Hintergrundbild der Heiligen Schriften in den Kapiteln 21-22 der Apokalypse dar.

An die Stelle des Vorgängerbildes, wo der Wachhalte- und Such-Appell vorherrschte, wo die Aufforderung erging, Pilger des Glaubens, nicht schläfrige, gleichgültige oder ohnmächtig-mutlose Faulenzer zu werden, tritt nun das Licht der Hoffnung. Wie es der französische Dichter Charles Péguy in seinem kleinen Gedicht auf diese Tugend schrieb, ist die Hoffnung die kleinste der drei Schwestern, d.h. der theologischen Tugenden. Und doch ist sie es, die die beiden älteren Schwestern, den Glauben und die Liebe, an der Hand zieht und vorankommen lässt. Und Péguy fährt fort: „Das Schwierige besteht darin zu hoffen / mit leiser Stimme und scheu./ Das Leichte ist dagegen zu verzweifeln / und darin liegt die große Versuchung.“

Schließen wir unsere Besinnung mit der Stimme des Apostels Paulus. Er rüttelt uns einerseits aus der Abstumpfung der schicksalsergebenen, verzagten Gleichgültigkeit: „Wach auf, du Schläfer, und steh auf von den Toten, und Christus wird dein Licht sein“ (*Epheser* 5,14). Andererseits richtet er an uns alle, die wir auf dem steinigen Weg unseres Lebens und der Menschheitsgeschichte voranschreiten, einen Wunsch der Zuversicht, den wir nun

untereinander austauschen dürfen: „Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und mit allem Frieden im Glauben, damit ihr reich werdet an Hoffnung in der Kraft des Heiligen Geistes“ (*Römer 15,13*).